

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten =
Association Suisse des Professeurs d'Université

Herausgeber: Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten

Band: 31 (2005)

Heft: 1

Rubrik: Aus Nah und Fern

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Professor Knecht

Von Heike Schmoll

Nach Humboldt hat es in Deutschland keine Hochschulreform gegeben, die Universitäten so grundlegend verändert hätte wie die derzeitige Umstellung des akademischen Studiums. Was sich augenblicklich unter dem Vorwand der Internationalisierung und Europäisierung abspielt, erschüttert Geist und Verfaßtheit der Hochschulen. Unter dem Lobpreis der international wettbewerbsfähigen Eliteuniversität wird die Provinzialisierung der Universität vorangetrieben. Denn ein deutscher Professor, der aufgrund seiner wissenschaftlichen Leistungen einen Ruf an eine ausländische Universität bekommt, ist hier nicht mehr zu halten.

Der deutsche Professor droht unter der Hochschulreform zu dem zu werden, was Friedrich Schiller in seiner Antrittsrede in Jena, kurz vor der Französischen Revolution 1789, als Schreckensvision des Brotgelehrten beschrieben hat: „Beklagenswerter Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und austichtet, als der Tagelöhner mit dem schlechtesten – der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herumträgt.“

Schillers Antrittsrede ordnet sich ein in eine Reihe von programmatischen Schriften, in denen an der Wende zum 19. Jahrhundert die neuen Leitbilder des bürgerlichen Akademikers als Bestandteil der neuen Universitätsidee propagiert wurden. Im Zuge der gegenwärtigen Neuordnung der Hochschulen ist der deutsche Professor vom Herrn zum Knecht geworden. Er wird sich seit Januar dieses Jahres sogar davor hüten, von einer deutschen Hochschule zur anderen zu wechseln, denn die komfortable C-Besoldung mit ruhegeldfähigen Bezügen hat dann ein Ende. Unweigerlich fällt er in die neue leistungsbezogene W-Besoldung, die zwar zu Dienstzeiten manche Attraktion verspricht, jedoch ein schmales Ruhegehalt zur Folge hat, weil Leistungsprämien nicht ruhegeldfähig sind. Vor allem unter den Naturwissenschaftlern bewerben sich schon jetzt nur noch diejenigen um Hochschulstellen, die keine gut dotierte Arbeit in der Wirtschaft gefunden haben.

Neue Studienordnungen sorgen dafür, daß in riesigen Seminaren und Vorlesungen unzählige schriftliche Prüfungen abgenommen werden müssen. Anstatt sich der eigenen Forschung und Lehrvorbereitung zu widmen, verschlingen Korrekturen fast die doppelte Zeit wie bisher. Es folgt Sitzung auf

Sitzung, Gutachten sind zu schreiben, und anstatt zu forschen, verzehren sich die meisten in Wissenschaftsorganisation. Sie sind zum Wissenschaftsmanager geworden, aber sie partizipieren nicht mehr am internationalen wissenschaftlichen Gespräch. Weil sie jenen Abschied aus der wissenschaftlichen Öffentlichkeit ahnen, haben viele auch die Flucht in eine andere Welt angetreten.

Sie lehren zwar an der Hochschule und erfüllen dort ihr Pflichtpensum – wie der von Schiller beschriebene Brotgelehrte, aber ihre Bestätigung suchen sie etwa in den Feuilletons großer Tageszeitungen oder in Rundfunk und Fernsehen. Die mediale Präsenz tritt im Extremfall an die Stelle des wissenschaftlichen Rangs. Auch diese Gefahr hat Schiller gesehen: „Nicht bei den Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung... er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt“, so Schillers treffliche Einschätzung.

Der beschriebene Brotgelehrte entspricht dem Typus des heutigen Wissenschaftsmanagers, der seine Laufbahn schnell und erfolgreich absolviert, von dessen Forschung niemand spricht, der sich aber in allen entscheidenden Gremien wiederfindet, von denen er sich Macht und Vorteile verspricht. In dem Großvorhaben, das Hochschulen nach Marktprinzipien reformieren will, spielt er nur noch die Nebenrolle. Der Wissenschaftler soll nach Leistung beurteilt und bezahlt werden. Doch bei den Leistungskriterien fängt die Kleinkrämerei an. Es werden schlicht Erbsen gezählt – erfolgreiche Abschlüsse, Veröffentlichungen in internationalen Zeitschriften und ähnliches mehr. Der Staat hat ein privatwirtschaftliches System etabliert mit Akkreditoren, Evaluierern, Bildungsplanern und Bildungsspitzen, denen der ergebnisoffene, vor allem freie Charakter von Forschung und Lehre ein Rätsel ist und bleibt, ja schlimmer noch, die beides für ein Unglück halten, das ihre Reißbrettplanung zu durchbrechen droht.

Das Bündnis zwischen dem verantwortlichen Staat und einer freiheitlich forschenden und lehrenden Universität ist zerbrochen, das ist das eigentlich Fatale an der derzeitigen Hochschulkrise. Aus der einstigen Lehranstalt für Begabte ist ein öffentlicher Dienstleister geworden, der mit weniger Geld mehr Qualität schaffen soll und dazu noch

die zum Scheitern verurteilte Aufgabe erfüllen muß, die Massenbildung mit der Elitenbildung zu vereinen. Was sich in Deutschland hochschulpolitisch abspielt, ist die mutwillige Zerschlagung europäischer und international konkurrenzfähiger Universitäten, die sich trotz aller Widrigkeiten aus Überzeugung darum bemühten, die Einheit von Forschung und Lehre zu wahren.

Die Hochschule der Zukunft muß Individualität, fachliche Kompetenz, Kreativität, Selbstbewußtsein und Verantwortlichkeit ihrer Absolventen fördern. Das gebietet eine realistische Einschätzung der wirtschaftlichen Lage ebenso wie die Verpflichtung auf Humboldt und Schiller. Vor allem aber können Hochschulen nur so gut sein wie ihre wissenschaftlichen Köpfe unter den Lehrenden. Elite- oder Spitzenuniversitäten bleiben so lange ein politischer Wunschtraum, wie die Elite unter den Hochschullehrern entweder zu wenig gefördert oder nicht zu halten versucht wird. Wer Professoren zu entmündigten Angestellten herabwürdigt und ihnen ihr kostbarstes Gut, die Freiheit, raubt, fördert keine internationale Konkurrenzfähigkeit, sondern mangelndes Niveau und Provinzialität.

Quelle: FAZ Nr.12 vom 15. Januar 2005

Die Spitzenmütter

49

Das Leben junger Akademikerinnen ist noch unverstanden

Sie überholen ihre Mitschüler am Gymnasium. Sie studieren so eifrig und schnell, wie es sich die Bildungspolitiker wünschen. Viele von ihnen leiten Forschergruppen in der Medizinforschung oder der Nanotechnologie. Das finden alle phantastisch. Diese Frauen brauchen wir, weil wir sonst zum ökonomisch-technologischen Wurmfortsatz Asiens werden, heißt es. Wir müssen sie fördern, weil sie so leistungsstark sind, sagen die Politiker. Unsere Tochter hat es zu etwas gebracht, sagen die Eltern. Wenn die Naturwissenschaftlerinnen dann Ende Zwanzig bis Mitte Dreißig sind, haben sie sich in einer Welt hineingefunden, in der Forschungsziele in einem weltweit vernetzten Wissenschaftssystem verfolgt werden, das auf ständiger Präsenz beruht. Dann hören sie immer vernehmlicher ihre biologische Uhr ticken. Das abstrakte Wissen darum, daß die Lebenserwartung auf achtzig Jahre gestiegen sein mag, aber trotz Biotechnologie die Fruchtbarkeit irgendwann von Mitte Vierzig an versiegt, tritt sehr konkret in ihr Leben.

Ebenso plötzlich erfahren die jungen Frauen, daß sie in einer schizophrenen Gesellschaft leben. Für ihre Leistungen werden sie bewundert. Aber sobald sie ihre Bedürfnisse als potentielle, werdende oder tatsächliche Mütter formulieren, stoßen sie auf eine Mauer des Unverständnisses. Die jungen Frauen, gerade noch von allen Seiten gelobt, finden sich in einer Gesellschaft wieder, die so konstruiert ist, als würden Ärzte ausschließlich Krankenschwestern heiraten, Ingenieure ihre Sekretärinnen, Professoren Studentinnen und als müßte sich alles entwickeln wie in einem Familienfilm der fünfziger Jahre. Sie hören ausgerechnet aus ein Zentrum der Spitzenforschung, vom Präsidenten der Harvard-Universität, Larry Summers, es könnte genetische Ursachen haben, daß so wenige Frauen wirklich Karriere in der Wissenschaft machen. Solches Denken ist ins Gewebe unserer Gesellschaft eingearbeitet. Es ist entlarvend, wie negativ über arbeitende Mütter mit akademischer Ausbildung gedacht wird und wie dürftige Mittel die Gesellschaft, vom Ministerpräsidenten bis zum Ehemann, ihnen zur Verfügung stellt, um ihren Alltag zu meistern.

Noch ist nicht ins kollektive Bewußtsein gedrungen, daß zeitgenössische Familien immer häufiger aus zwei ähnlich qualifizierten Partnern bestehen, was die Nachfrage nach Kinderbetreuung steigert, neue Rollenmuster für Mann und Frau erfordert und die Personalpolitik verändern muß. Längst haben amerikanische Spitzenuniversitäten sich darauf eingestellt, Forscherpaare im Doppelpack anzuwerben und zu fördern. Und in Deutschland? Der konservative Politiker verhindert aus falsch verstandener Wirtschaftsfreundlichkeit familienfreundlichere Wissenschaftstarifverträge sowie flexiblere Regeln für Arbeits- und Auszeiten. Der Bischof läßt die Kindergärten seiner Diözese um drei Uhr schließen. Der Oberbürgermeister baut lieber eine neue Umgehungsstraße als einen neuen Kindergarten. Der Personalchef offeriert seiner

schwangeren Mitarbeiterin ein Jahresgehalt, wenn sie einer verläßlich Kinderlosen Platz macht. Der Mann will eine hundertprozentige Spitzenforscherin und eine hundertprozentige Spitzenmutter – und selbst nicht die Windeln wechseln oder kochen.

Nichts paßt zusammen: Die Gesellschaft tut in ihrem Alltag so, als gäbe es keine arbeitenden akademischen Schwangeren und Mütter. Gleichzeitig verlangt sie von Akademikerinnen Kinder, Kinder, Kinder. Dabei stehen etwa die hart arbeitenden Naturwissenschaftlerinnen nur in der Folge vieler Frauen vor ihnen, die auch gearbeitet haben oder arbeiten mußten. Früher fand die Frauenarbeit mangels Maschinen im Haushalt statt oder auf den Feldern und in den Fabriken. Für eine ständige Umsorgung des Nachwuchses war selten Zeit, und trotzdem besteht die Welt nicht aus seelisch verunglückten Kindern. Allenfalls in einer privilegierten Oberschicht, die ihre Kleinen dem Personal anvertraute, haben die Mütter nicht gearbeitet. Die sechziger Jahre, die als Bezugspunkt familienpolitischer Vorstellungen durchscheinen, waren eine Sondersituation: Haushaltsmaschinen hatten Zeit freigesetzt, das Wirtschaftswunder hatte den Männer Arbeit beschert, aber die unzulängliche Bildung von Frauen verminderte deren Berufschancen. Heute gibt es endlich hochqualifizierte Formen von Arbeit für Frauen.

Noch hat niemand überzeugend dargelegt, warum Kindern das Zusammensein mit anderen Kindern, das früher in den Großfamilien oder auf dem Dorfplatz stattfand, schaden sollte. Den Frauen wird aber der Rat erteilt, ein paar Jahre „daheim zu bleiben“. Maßlos unterschätzt wird, was es gerade für Naturwissenschaftlerinnen bedeutet, wenn sie zwei, drei oder mehr Jahre „draußen“ bleiben. Es gibt Berufe, für die man einmal etwas lernt, das man dann immer anwendet. In der Naturwissenschaft ist das anders, hier gibt es einen kontinuierlichen Bewußtseins- und Wissensstrom, an dem man teilhaben muß. Die Arbeit besteht in ununterbrochener Weiterqualifikation, deren Unterbrechung einen Rückschritt bedeutet.

Einerseits bekennen die heute Dreißigjährigen jeden Tag eingebleut, sie müßten jetzt schon erheblich für ihr Alter vorsorgen und ohnehin bis ins hohe Alter arbeiten, weil sie weder mit dem Sozialsystem noch mit Steuerabschreibungsmodellen früherer Zeiten rechnen könnten. Andererseits werden sie gedrängt, sie sollten auf die mühsam erworbenen Berufschancen ausgerechnet in der Phase, die für das ganze Leben die größte Hebelwirkung hat, verzichten. Diese widersprüchlichen Erwartungen können dazu beitragen, daß Frauen das Kinderkriegen immer länger hinauszögern, oft, bis es zu spät ist.

Hinzu kommt, daß ein starres Biographienmodell vorherrscht, das Beruf und Familie in eine zwanghafte Konkurrenz bringt. Wer als junge Frau mit neunundzwanzig Jahren – dem Durchschnittsalter der Erstgeburt – in der Naturwissenschaft seine Promotion abschließt, hat in der rau-

hen Lebenswirklichkeit genau elf Jahre Zeit, seine Qualifikationen zu entfalten und Einfluß auf seine Arbeitsstätten für den langen Rest des Lebens zu nehmen, auch für die Zeit, wenn die Kinder längst aus dem Haus sind. Ein Jahr Babypause

von Frauen wird von Arbeitgebern meist akzeptiert. Wer aber länger wartet und am Ende noch mehrjährige Babypausen aneinanderhängt, kann sich in die Schlange arbeitsloser Akademiker einreihen.

Bis Anfang Vierzig gilt die Frau als „Nachwuchswissenschaftlerin“ oder „junge Führungskraft“. Danach ist sie auf dem deutschen Arbeitsmarkt „alt“ und bekommt keine neuerliche Chance. Das ist diskriminierend und muß sich ändern, um Männern wie Frauen den Zwängen zum Trotz Freiraum für Auszeiten mit der Familie zu geben. Aber einstweilen ist es so – und wenn Neunundzwanzigjährige heute die nächsten Jahre planen, wissen sie das. Sie sehen, wie der Frauenanteil von fünfzig Prozent bei den Studierenden auf neun Prozent bei C4-Professoren abnimmt, und ahnen, welchen Preis Frauen für die Familiengründung bezahlen.

Die Strategen der Max-Planck-Gesellschaft, Hort der Spitzenforscher, haben in den vergangenen Jahren mehrere Absagen von Frauen bekommen, denen die höchste Weihe, ein Direktorenposten, zuteil werden sollte. Mangelnde Familienfreundlichkeit des Arbeitsplatzes gehörte zu den Gründen. Der Frauenanteil unter den Max-Planck-Wissenschaftlern ist zwar dank spezieller Förderprogramme auf 23 Prozent gestiegen, aber nur elf der 270 Direktoren sind weiblich. Absurde Gesetze verbieten es der Max-Planck-Gesellschaft, an den Instituten Kindergärten einzurichten, damit Eltern und Kinder möglichst nahe beieinander sein können. Dort, wo man dennoch Mut zum Experimentieren hat, wie am Dresdner Institut für molekulare Zellbiologie, sind die jungen Familien begeistert. Die Max-Planck-Forscherin und Nobelpreisträgerin Christiane Nüsslein-Volhard geht nun mit gutem Beispiel voran und hat eine Stiftung gegründet, um Nachwuchsforscherinnen Zuschüsse für Kinderbetreuung und Haushaltshilfen zur Verfügung zu stellen.

Ausgerechnet an der Harvard-Universität wird ein Kurswechsel in diese Richtung unternommen: Präsident Summers hat nach der Aufregung um seine angeblich mißverständlichen Äußerungen flugs zwei Kommissionen eingerichtet, um die Arbeitsmöglichkeiten von Akademikerinnen an der Eliteschmiede zu verbessern. Professionelle Kinderbetreuung an den Instituten gehört zu den Prioritäten. Ähnliches wird in Hessen unternommen, Studentenwohnheime und der Campus sollen familienfreundlicher gestaltet werden.

Doch man fragt sich, warum nur „Modellprojekte“ in Planung sind, statt überall umzusetzen, an allen Hochschulen, Instituten und industriellen Forschungsabteilungen großzügige, freundliche Betreuungseinrichtungen mit enormen Überkapazitäten zur Verfügung zu stellen, deren exzellentes Personal morgens am Eingang steht und die vorbeigehenden Studenten

50

und Forscher fragend anlächelt, wo bitte die Kinder bleiben. Wenn sich dies herumspricht, werden Spitzenforscherpaare, von denen es immer mehr gibt, aus aller Welt auch aus diesem Grund nach Deutschland kommen: Modernisierungstest bestanden.

Noch größeres Verständnis als die akademischen Mütter brauchen aber ihre Männer, wenn sie sich von den Vorvätern, die bei der Frage nach dem Alter ihrer Kinder oder gar deren Schuhgröße ins Grübeln gekommen sind, absetzen und zugleich den Partnerinnen den Alltag als Spitzenforscherin und Spitzenmutter möglich machen wollen. Mit der Muttermilch versiegen zwischen Akademikern auch die Argumente des Mannes, warum die Aufgaben der Kindererziehung und des Haushalts nicht gleich verteilt sein sollten, warum nicht er ein Jahr aussetzen oder seine Arbeit in die Abend- und Nachtstunden verlegen sollte, um die Kinder vom Kindergarten abzuholen und ins Bett zu bringen, während die Frau noch im Labor steht. Es gibt schon Zehntausende Männer, die sich auf dieses neue Familienmodell einlassen. Anders ist es kaum vorstellbar, daß Akademikerinnen sich wieder in größerer Zahl für Kinder entscheiden. Akademikerfamilien geht es nicht darum, ihre Kinder „wegzuorganisieren“, sondern das Leben mit ihren Kindern im Mittelpunkt zu gestalten.

CHRISTIAN SCHWÄGERL

Quelle: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 63 vom 13.3.2005, Seite 35

Der Bund Bern berichtet: Medienwissenschaft am Ende (Auszug) 26.1.2005

RETO WISSMANN

Die Leitung der Universität Bern hat am Dienstagabend dem Antrag der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät zugestimmt und damit die Schliessung des Nebenfachs Medienwissenschaften abgesegnet. Der Beschluss ist eine direkte Konsequenz des Entscheids der Unileitung vom Dezember letzten Jahres, dem Fach keine zusätzlichen Mittel zur Verfügung zu stellen und keinen zweiten Lehrstuhl zu schaffen. Professor Roger Blum ist im Berner Institut für Medienwissenschaften alleine für 900 Studierende zuständig.

Der Entscheid vom Dienstag bedeutet, dass sich auf Herbst niemand mehr für das Nebenfach Medienwissenschaften einschreiben kann. «Es wird keinen Bachelor minor in Medienwissenschaften geben», sagt Günter Stephan, Vizerektor der Universität Bern. Ein Bachelor minor entspricht gemäss der Bologna-Reform in etwa einem heutigen Nebenfach. Das Institut werde lediglich noch Module für den Bachelor Sozialwissenschaften beisteuern, in dem Politologie und Soziologie die Schwerpunkte bilden. Die heutigen Studierenden werden ihr Studium im Nebenfach Medienwissenschaften aber noch abschliessen können, sagt Stephan.

«Problem abgeschoben»

Die Vertretung der Studierenden reagiert empört auf den Entscheid und richtet sich mit einem offenen Brief an die Unileitung. 50 Prozent der Studierenden des Fachs Medienwissenschaften belegten ein geisteswissenschaftliches Hauptfach, schreibt die Fachschaft. Für alle zukünftigen Studierenden mit den gleichen Interessen werde die Uni Bern ohne Medienwissenschaften unattraktiv. «Sie haben mit Ihrem Entscheid das Problem eines der platzknappen Fächer elegant an die anderen Universitäten abgeschoben», so die Studierenden. «Wir haben den Eindruck, dass Sie die Leistungen des Instituts zu wenig anerkennen.

10 000 Franken Studiengebühr

Quelle: FAZ 18
22.1.2005, S.20



**Blick aus
Zürich**

Die Eidgenössische Technische Hochschule – die ETH – wurde gegründet, kurz nachdem die moderne Eidgenossenschaft im Jahr 1848 aus der Taufe gehoben worden war. In der damaligen Bundesverfassung wurde festgeschrieben, daß der Bund Universitäten und technische Hochschulen zentral für die ganze Schweiz gründen darf. Es war dies die hohe Zeit der Industrialisierung, des Baues des europäischen Eisenbahnnetzes mit aufwendigen Brücken, welche damals die Techniker besonders herausforderten. Zu diesem Kreis gehörte auch der in Hamburg geborene Gottfried Semper, der als Professor für Architektur an der ETH lehrte und dessen Wirkens man nun am 8. Mai zum 150. Jubiläum der ETH mit gedenken wird.

Die Professoren dieser Hochschule werden zwar vom Staat besoldet. Aber sie sind stolz darauf, in Forschung und Lehre unabhängig geblieben zu sein. Hier wirkten unter anderen Nobelpreisträger Wolfgang Pauli, welcher die moderne Physik wesentlich beeinflusst hat, und auch C. G. Jung, der Begründer der analytischen Psychologie. Der große Hydrologe Otto Jaag, dessen Forschungen richtungweisend für Gewässerschutz und Abwasserreinigung in der ganzen Welt wurden, stammt aus dem Stall der ETH. Schließlich lugte auch Albert Einstein zu seiner Zeit gern in die ETH hinein. Das zeigt die Spannweite dieser Hochschule. Hier wurde über die Zeiten hinweg eine Elite ausgebildet, die unser heutiges Weltbild mitgeprägt hat, mit wenig Staat und viel privater Initiative.

Nun nagt der Zahn der Zeit auch an der einmaligen Institution der ETH. Die Berufung von Wissenschaftlern allererster Qualität kostet heute viel Geld. Doch nur so läßt sich die Spitzenposition der ETH als Eliteschule behaupten. Der Staat mag auch in der Schweiz klagen, er habe nicht genug Geld. Aber der leichte Weg, sich über höhere Steuern mehr Einnahmen zu verschaffen, wird nicht leichtfertig gegangen.

Der derzeitige Rektor der ETH, Pro-

fessor Konrad Osterwalder, nahm sich die Freiheit heraus, in diesen Tagen über eine Teil-Privatfinanzierung der ETH öffentlich nachzudenken. „Wenn wir unseren Lehrstandard aufrechterhalten wollen, der Staat aber nicht genug Geld hat, müssen wir so mutig sein, uns wenigstens zum Teil privat zu finanzieren.“ Mit lächerlichen 1000 oder 2000 Euro Studiengebühren im Jahr sei das nicht getan. „Wir sollten ruhig mal eine Studiengebühr von 10 000 Franken pro Jahr diskutieren.“ Ein Drittel die-

ser Einnahmen könnte dann wenig bemittelten Begabten zur Verfügung gestellt werden.

Die bilateralen Verträge mit der EU ermöglichen es jetzt, daß die Schweiz – als Nichtmitglied der EU – sich einerseits an europäischen Forschungsprojekten beteiligen kann. Andererseits öffnet sie auch ausländischen Studenten ihre Tore. Offen sind noch Fragen der Anerkennung grenzüberschreitender Diplome. Viele Schweizer Studenten, genauer gesagt: deren Eltern sind längst bereit, mehr als 10 000 Franken im Jahr für das Studium ihrer Kinder an ausländischen Hochschulen auszugeben.

Forschung und Lehre erfordern Phantasie. An der ETH setzt man große Hoffnungen auf das Projekt einer Wissenschafts-Stadt mitten in Zürich – Science City genannt. Dort sollen künftig Wissenschaftler zusammenleben, womit das Denkpotehtial durch Vernetzung vielleicht vervielfacht werden könnte. Eine solche Wissenschaftsstadt soll auch einen ständigen Dialog zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur ermöglichen. Auch die Stadt der Denker soll mit privaten Mitteln finanziert werden.

Heute gibt es auch an der ETH deutsche Studenten, die – salopp gesprochen – vom Konto in der Schweiz ihrer Eltern unterhalten werden. Die „brauchen sich nicht amnestieren zu lassen“, scherzt man zuweilen unter deutschen Studenten an der ETH. In der Hochschule selbst erinnert man sich daran, daß auch in der Zeit der Zwangswirtschaft in den dreißiger Jahren manche Deutsche in Zürich studieren konnten. Sie verfügten direkt oder indirekt über Mittel, die ihnen – auf welchen Wegen immer – zur Verfügung standen. Nicht wenige dieser Studenten-Emigranten haben nach dem Kriege sowohl in Europa als auch in Amerika Karriere gemacht – und manches auch für Deutschland getan.

Ihr Heinz Brestel



Eidgenössische Technische Hochschule Zürich
Swiss Federal Institute of Technology Zurich

Centro Stefano Franscini (CSF)

Monte Verità
CH-6612 Ascona



Tel: +41 91 791 47 48
Fax: +41 91 780 51 35
info@csf.ethz.ch
www.csf.ethz.ch

Centro Stefano Franscini Monte Verità - Ascona

Conferences 2007: Call for Proposals

The Centro Stefano Franscini (CSF) is the international conference centre of the Swiss Federal Institute of Technology (ETH) in Zurich, situated in the south of Switzerland, on a beautiful hilltop overlooking Lake Maggiore.

Since its foundation in 1989 the Centre has hosted 20 – 25 conferences every year, lasting 5 days and covering various disciplines (from science to humanities) taught at an academic level. Meetings are organized by professors working at Swiss universities, host a very international audience (up to 100 people) and are supported by ETH Zurich, the Swiss National Science Foundation EPF Lausanne, and the Swiss Academy of Sciences.

The on-site hotel can accommodate 73 people and the panoramic restaurant features a creative and fresh cuisine. Various lecture halls and rooms (indoor and outdoor), together with a museum devoted to the history of Monte Verità, a tennis court and a fascinating park are part of the facilities. The town of Ascona is only a 20-minute walk from the Centre.

Call for proposals for 2007 is now open (until October 31, 2005):

***all professors working at Swiss universities or research institutes can apply
for the organization of a scientific meeting at our Centre.***

We offer:

- a substantial financial support
- the whole centre's facilities (Internet access in all seminar rooms, computer room, simultaneous translation infrastructure)
- some administrative assistance in the organization and carrying out of your meeting.

We ask for:

- a scientifically relevant proposal (which will be evaluated by the CSF scientific board)
- an international scientific audience composed of 50 - 100 senior and junior researchers, staying at Monte Verità for the whole duration of the conference.

Download the **Application form** at: <http://www.csf.ethz.ch> (Click on "News")

For **more information** contact the Ms. Claudia Lafranchi (091 791 47 48).

Prof. Dr. Hannes Flühler
Director Centro Stefano Franscini